



Hermann Kinder, **Der Weg allen Fleisches**. Erzählung. weissbooks Verlag 2014. Mit Zeichnungen des Autors. 140 Seiten, 18 Euro

»Sterben ist das Letzte«

Hermann Kinders radikales Selbsterfahrungsprotokoll

Von Manfred Bosch Dem schönen Schein hat Hermann Kinder stets misstraut. Seine Bücher sind ein einziger Widerspruch gegen die Bilder im Kopf, gegen Illusion und Selbsttäuschung. Belegt wird diese Feststellung durch die Bedeutung der Motive Krankheit und Alter, Hinfälligkeit und Tod in seinem gesamten Werk. Für manche seiner Titel sind sie nachgerade zum Leitmotiv geworden.

Mit *Um Leben und Tod* hatte Kinder das Sterben seiner Mutter erzählend begleitet; in seinem Methusalem-Roman *Mein Melaten* (so der Name eines Kölner Friedhofs) inszenierte er unter sardonischem Gelächter die Nöte und Gebrechen einer moribunden, aus allen Fugen der Demoskopie geratenden Gesellschaft als Comédie humaine: »Es bleibt nur dies Lachen und der Tod.« Mit *Der Weg allen Fleisches* rückt Kinder nun eigenen Erfahrungen auf den geschundenen Leib.

Angelegt hat er seine Erzählung als Triptychon. Der Bezug zur christlichen Kunst kommt nicht von ungefähr: Im Mittelpunkt steht ein schierer Schmerzensmann. Dass er keinen Namen trägt – es ist stets von »er« die Rede – ist nur konsequent; das macht ihn, über den konkreten Menschen hinaus, zu einer Art Stellvertreter der leidenden, unerlösten Menschheit. Der Text setzt mit einer Erinnerung an bessere Tage ein, als »er« mit seinem Rennrad noch sportlich den See zu umrunden liebte. Bis ihm, nach einem ersten Leistungsabfall, die Diagnose Morbus Wegener gestellt wird. Es ist der Befund einer Autoimmunkrankheit, die sich in der Lunge eingenistet hat.

Von da an befällt den Protagonisten, was einen nur befallen kann. Ein Arzt wird später sagen: »Sie lassen aber auch nichts aus«: Notaufnahmen, Stents, Cortison, Immunsuppressiva und Chemotherapie; dazu Katheterisierung und Rollstuhl – und noch die eingeleiteten Therapien erweisen sich als »verlässliche« Quellen immer neuer Krankheiten. Die Arme sind längst wahre Einstichlandschaften, die OPs summieren sich zum runden Dutzend und am Schluss steht die Teilamputation eines Fußes an. Einmal fällt das Wort »Körperkatastrophe«, das von den kolorierten Zeichnungen des Autors aufs Schonungsloseste beglaubigt wird. Die »Dramaturgie« der Krankheitsverläufe erinnert unwillkürlich an die De-

vise Dürrenmatts, wonach eine Geschichte erst zu Ende erzählt ist, wenn sie ihren schlimmstmöglichen Ausgang genommen hat.

An diesem Punkt setzt eine Gegenbewegung ein, die in Roberto Benignis trotzig Verweigerungshaltung mündet: »Sterben mag ich nicht – das ist das Letzte, was ich tun werde.« Mit diesem Satz endet das Buch, und in ihm steckt bereits die grimme List, der ganze verzweifelte Humor, mit denen Kinder den Kampf um sein Leben aufnimmt. Er tue dies vor allem seiner Frau zuliebe, heißt es einmal, doch zunehmend wird deutlich, dass der Protagonist sich diesen Kampf auch selber schuldig ist. Bewegt und beeindruckt wird der Leser zum Zeugen, wie er mit seinen Behinderungen leben lernt, zurecht zu kommen sucht und welch durchrationalisierte Alltagsökonomie sie ihm aufzwingen.

Es ist dieses Dennoch, das dem Buch schließlich seine Richtung gibt. Wohlfeilem Trost verweigert sich der Autor: Er bleibt sich bewusst, dass seine Krankheit eine »zum Tode« ist, doch trotz er ihr jeden Fußbreit Leben ab. Mögen auch die Horizonte, zumindest in der realen Welt, zusammenrücken und den Protagonisten immer dichter umstellen: Der Reduzierung seiner Welt begegnet er mit der Intensivierung seiner Wahrnehmung. Die gilt freilich auch dem quälenden Fremdblick, dem er sich überall ausgesetzt sieht: In ihm erfährt er sich bestenfalls als Fremd-Körper und Blickfänger, oft auch als Krüppel und Wrack.

Höchst beklommen folgt der Leser diesen Passagen. Er nimmt aber auch fasziniert die »verrutschte Perspektive« des in seiner Mobilität Eingeschränkten wahr – sei es in der Klinik- und Rehowelt, sei es im häuslichen Umfeld –, gewinnt eine Vorstellung von permanent lauern den Verletzungsgefahren und folgt dem Protagonisten in einen Alltag aufgezwungener Untätigkeit, schmaler verbliebener Möglichkeiten. Die Vogelwelt vor den Fenstern, Fernsehen, das Beobachten von Kindern auf dem Spielplatz muss die Welt ersetzen. »Er wird bald gehen«, heißt es gegen Schluss, »das ist in aller Ordnung. Es ist ein Irrtum zu meinen, es komme auf einen an.« Das klingt nur vermeintlich nach Versöhnung mit dem Unabänderlichen, meint eher maßvollen Widerspruch: »So lange du lebst, kannst du dir nichts anderes vorstellen, als dass du lebst.« Eben: Wen hat man schon außer sich selber? ■■■